

Hartmut Winkler

Ähnlichkeit, Identität und Differenz

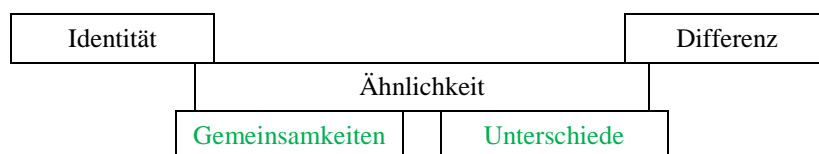
Ähnlichkeit und Schemabildung

1. Intro

Wenn zwei Dinge oder Ereignisse einander ähnlich sind, sind sie weder identisch noch vollständig different; zwischen den Polen der Identität und der Differenz also spannt sich der weite Bereich der Ähnlichkeit auf.



Dinge, die ähnlich sind, mögen sich in vieler Hinsicht unterscheiden, einige Eigenheiten aber müssen sie gemeinsam haben, sie müssen vergleichbar sein.¹



Dasselbe gilt für die Wiederholung. Auch sie verbindet Identität und Differenz.



2. Identität?

Die Konzepte Identität und Differenz sind hier zunächst alltagssprachlich verwendet; sieht man näher hin aber erweist sich insbesondere der Pol der Identität als tückisch; und es stellt sich heraus, dass es völlig unterschiedliche Typen von Identität gibt, was für die Frage nach der Ähnlichkeit wiederum einige Konsequenzen hat.

Unsere Vorstellung von Ähnlichkeit ist an die Praxis des Vergleichens gebunden. Zwei Dinge werden miteinander konfrontiert und erweisen sich als mehr oder minder ähnlich.² Wenn es also immer um mindestens zwei Dinge geht: Können diese dann überhaupt je ‚identisch‘ sein? Im strengen Sinn sicherlich nicht..

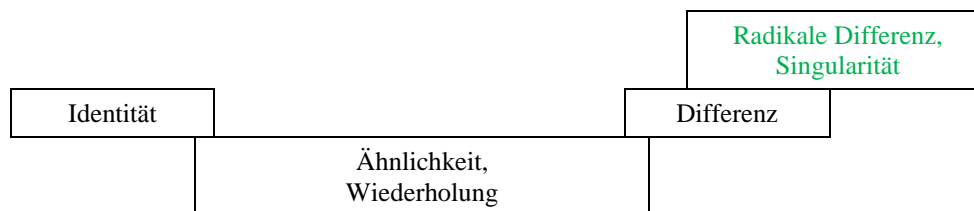
Fast könnte man sagen, gerade das Gegenteil sei der Fall; denn ein erster Typus von ‚Identität‘ würde diese in die Nähe von Individualität rücken. Insbesondere Personen/Individuen sind mit sich identisch und als Einzelne identifizierbar, insofern und insoweit sie sich radikal unterscheiden. Und dasselbe gilt auch für andere Dinge; wenn ein Ding oder ein Ereignis einzigartig ist, man denke an ein Kunstwerk oder an eine große Katastrophe, würde man es in-

¹ Dieser Aspekt wird im Kapitel ‚Ähnlichkeit – inwiefern‘ diskutiert.

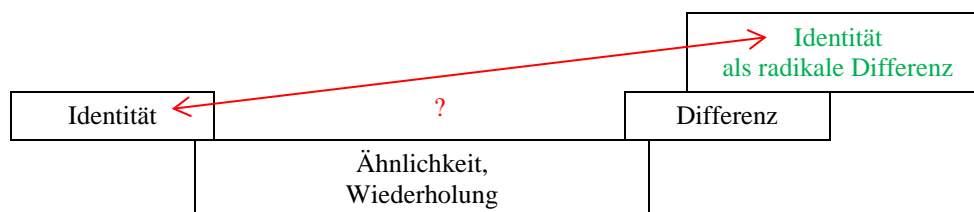
² ...oder es ist umgekehrt: In einer Masse heterogenen Materials treten zwei Dinge als ähnlich hervor.

kommensurabel nennen. In diesem Fall ist weder etwas ‚Ähnliches‘ denkbar, noch eine Wiederholung.³

So gefasst wäre Identität radikale Differenz oder Singularität. Beide aber würden gerade nicht auf die linke Seite des Schemas fallen, sondern – einigermaßen verblüffend – auf die rechte.



Bzw.:



Wie also kann das sein? Offenbar muss es neben der Identität als radikaler Differenz noch einen anderen Typus geben und ‚Identität‘ auf der linken Seite des Schemas muss etwas anderes meinen. Alle nun folgenden Überlegungen dienen dazu, dieser Frage näher zu kommen.

3. Zwischenüberlegung

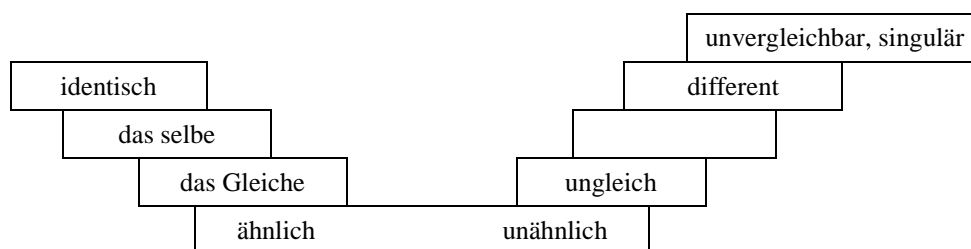
Wenn man zwei Dinge miteinander vergleicht und dabei Gemeinsamkeiten / Ähnlichkeit feststellt, werden diese Dinge niemals völlig zusammenfallen, niemals völlig ‚identisch‘ sein. Entsprechend kann ‚Identität‘ nur der extremste Punkt jenes Spektrums sein, in dem Ähnlichkeit sich bewegt. Als erstes also wäre von einer pragmatisch ermäßigten Identität auszugehen.

Zum zweiten wird man konstatieren müssen, dass Ähnlichkeit selbst keineswegs ein neutrales Konzept ist, das ausgewogen in der Mitte zwischen Identität und Differenz seinen Platz hätte, sondern Ähnlichkeit hat selbst einen deutlichen Bias, insofern sie nach links zunimmt, während sie sich auf der rechten Seite verliert:

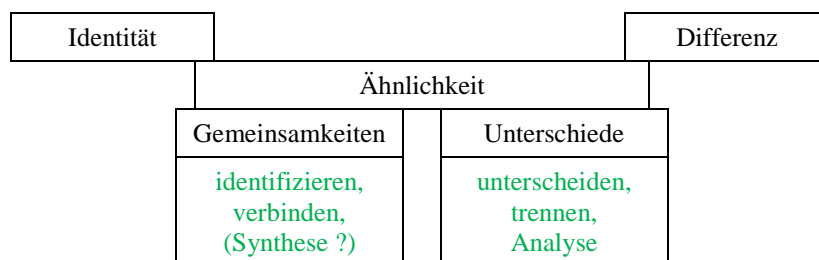


Zudem, und das wäre ein dritter Punkt, sollte man sich klar machen, dass die Alltagssprache ungleich feiner abstuft:

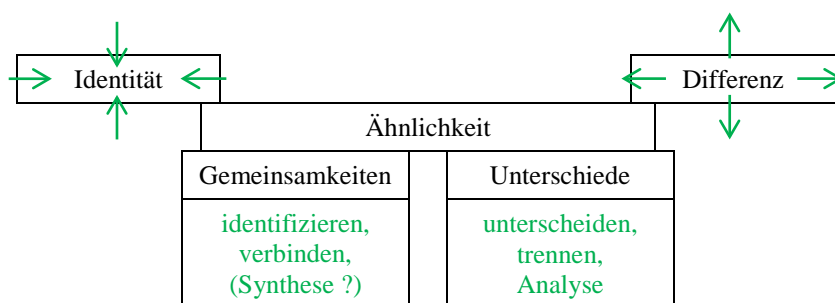
³ (Ob es tatsächlich vollständig inkommensurable Dinge gibt, sei dahingestellt).



Und schließlich kann es lohnen, die konkrete Tätigkeit des Vergleichens zu betrachten und statt der Substantive die entsprechenden Verben heranzuziehen:



Nun wird deutlich, dass am Pol der Differenz zentrifugale Kräfte, Kräfte der Abstoßung wirksam sind, am Pol Identität dagegen zentripetale Kräfte:



Und dies verändert das Bild tatsächlich. Möglicherweise nämlich ist wichtiger als die Identität die Operation des *Identifizierens*. Man kann sich selbst identifizieren, durch Vorzeigen eines Ausweises, man kann sich mit einer Gruppe oder mit einem Schauspieler identifizieren, man kann ein Ding mit einem anderen identifizieren, und schließlich kann man ein Ding *als etwas* identifizieren, und das heißt erkennen.⁴

All das deutet darauf hin, dass es bei der Diskussion um die Ähnlichkeit möglicherweise um wesentlich mehr geht als um den Vergleich zweier Dinge, dass die hier verfolgte Frage einen völlig neuen Maßstab bekommt. Denn was bedeutet es, wenn sich – vermittelt durch die Ähnlichkeit – mit Trennen und Verbinden, Analyse und Synthese zwei der basalsten und möglicherweise weitreichendsten Kulturtechniken gegenüberstehen? An dieser Stelle gewinnt meine Überlegung Anschluss an ein ganzes Feld tradierter kulturwissenschaftlicher Fragen.

⁴ Vgl. [Eintrag: Identifikation] in: Ritter, Joachim (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4, Darmstadt 1976, S. 140.

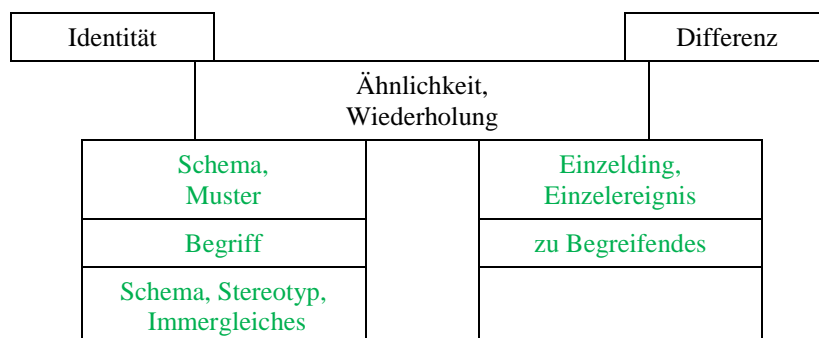
4. Etwas identifizieren, sich identifizieren

So diskutiert beispielsweise Adorno die Problematik der Identifikation am Beispiel des begrifflichen Denkens.⁵ Er will – ganz basal – die Begriffe von den Dingen unterscheiden, die es zu begreifen gilt. Während die Dinge immer in radikaler Weise konkret sind, ist es Kennzeichen der Begriffe, dass sie subsumieren, immer also eine Anzahl an sich heterogener Dinge unter sich fassen. Begriffe haben deshalb einen notwendig abstrakten Charakter. Diese Abstraktheit hat zwei Gesichter: Einerseits ist sie unumgänglich, weil es ohne sie kein begriffliches Denken gäbe, andererseits tritt die Abstraktheit in Spannung zu den konkreten Einzel dingen. Die Abstraktion der Begriffe also tut dem zu Begreifenden – das ist der wirklich ungewöhnliche Gedanke in Adornos ‚Negativer Dialektik‘ – Unrecht an.

In meiner Skizze würden die Konkreta auf die Seite der Differenz fallen, die Begriffe auf die Seite der Identität. Und gleichzeitig hat sich auch das Konzept von Identität verschoben: Folgt man Adorno nämlich, wäre Kennzeichen des identifikatorischen Denkens, dass man ein Ding oder ein Ereignis *mit etwas Anderem* oder *als etwas* identifiziert.

Zwei Dinge zu vergleichen wäre so betrachtet ein Sonderfall. Der allgemeinere wäre, dass es auf der Seite der Identität ein bereits etabliertes *Konzept* oder *Muster* gibt, an dem sich das jeweils einzelne Konkreta bemisst.

Und dasselbe würde – völlig vergleichbar – für alle Typen von Mustern und Schemata gelten; z. B. für jene, die die *Bildmedien* regieren, das machen Horkheimer/Adorno in der Dialektik der Aufklärung klar,⁶ wenn sie den strikten Schematismus der Kulturindustrie kritisieren und ihr vorwerfen, in der Wiederholung letztlich das ‚Immergleiche‘ zu produzieren.



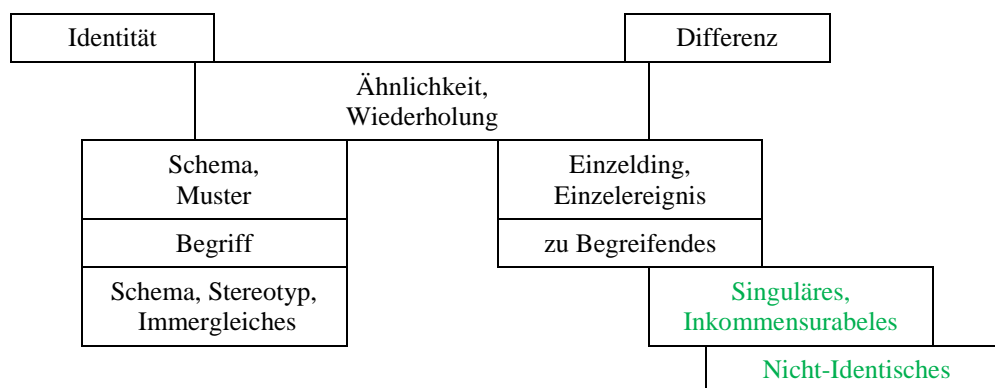
Und schließlich prägt Adorno – als Gegenkonzept zum identifizierenden Denken – den Begriff des ‚Nicht-Identischen‘, der festhalten soll, was sich der Schematisierung entzieht.⁷ Statthalter des Nicht-Identischen ist bei Adorno die Kunst,⁸ und hier vor allem die Zwölftonmusik, die die Wiederholung tabuisiert und die Schemabildung auf systematische Weise unterlaufen und zurückdrängen will.

⁵ Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. In: Ges. Schriften, Bd. 6, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982, S. 7-412 (EV.: 1966), insbes. S. 23, 137ff..

⁶ Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Adorno, Th. W.: Gesammelte Schriften. Bd. 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981 (EV.: 1944/47).

⁷ Adorno, Negative Dialektik, a. a. O..

⁸ Vgl. Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie. In: Ges. Schriften, Bd. 7, Frankfurt am Main: 1970.

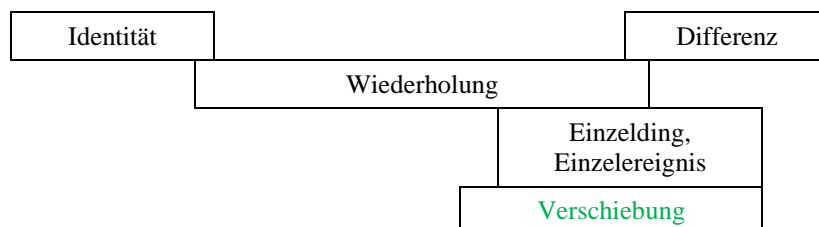


Das Singuläre/Inkommensurable und das Nicht-Identische ähneln dem, was oben radikale Differenz genannt wurde.

5. Dynamisierung, Zeit-Achse

Zwanzig Jahre später hat Derrida ähnlich argumentiert.⁹ Derrida fokussiert nicht auf Ähnlichkeit, sondern ganz auf Wiederholung, und er betont stärker als Adorno, dass es *heterogene* Einzelereignisse sind, die die Wiederholung miteinander verkettet. Bei Derrida mündet Wiederholung in *differance* (und eben keineswegs in das Immergleiche). Derrida ist in extremer Weise kritisch gegenüber jeder Vorstellung von Identität. (Den naheliegenden Einwand, dass Wiederholung notwendig ein Moment von Ähnlichkeit und damit von Identität enthält, diskutiert er in seinen Texten nicht).

Noch einmal zwanzig Jahre später nimmt Butler das Argument Derridas auf.¹⁰ Sie macht die politische Pointe, dass Wiederholung, indem sie *Verschiebung* bewirkt, performativ das Neue hervorbringt. Und auch dieses Argument würde vollständig auf die Seite der Differenz fallen.



Neu an den Konzepten Derridas und Butlers ist, dass nun die Zeit eine größere Rolle spielt; zum einen, insofern Wiederholung, anders als Ähnlichkeit, immer prozesshaft, immer an Zeit gebunden ist; und zum anderen, insofern Derrida wie Butler Verschiebung und Veränderung/Wandel in den Fokus stellen.

Ebenso neu ist, dass es nun endgültig nicht mehr um den Vergleich nur zweier Dinge oder Ereignisse geht. Wiederholung vielmehr kann mühelos eine möglicherweise sehr große Anzahl von Einzelereignissen verketteten.

Bei Derrida wie Butler allerdings fehlt der Begriff des Musters. Muster, Schemata und Stereotypen haben einen grundsätzlich anderen Status als Einzelereignisse. Wenn gesagt wurde, dass es Muster sind, denen die Einzelereignisse gegenüberstehen und an denen Ähnlichkeit

⁹ Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983 (EV., frz.: 1967).

¹⁰ Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main 1991, S. 37-62, 180ff., 206ff. (EV., am.: 1990).

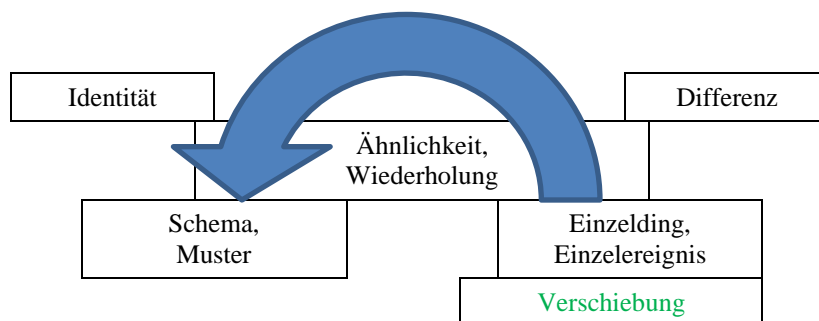
(Identität und/oder Differenz) sich bemisst, dann wird man mitdenken müssen, dass diese ein ungleich größeres Eigengewicht, eine größere Stabilität und Beharrungskraft haben.

Wie also kann man all das zusammendenken? Sind Identität und Differenz, Ähnlichkeit, Vergleich, Einzelereignis und Muster in einem regelhaften Mechanismus verbunden?

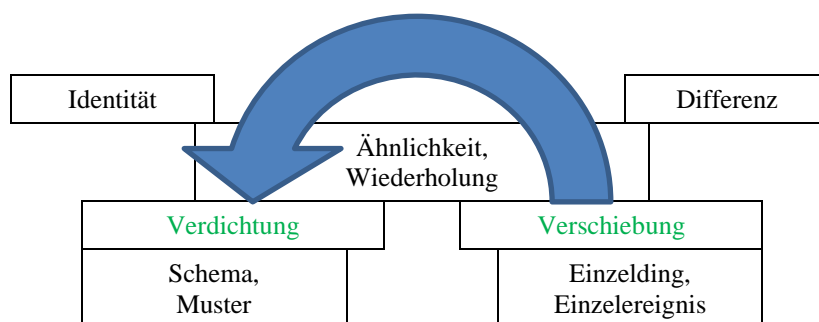
6. Schemabildung

Ich denke in der Tat, dass man einen solchen Mechanismus zeigen kann und dass er tatsächlich einen Schlüssel für ein erweitertes Verständnis der Ähnlichkeit bietet.

Mein erster Punkt wäre, zu fragen, wie es zu der Herausbildung von Mustern überhaupt kommt. Alle Theorien, die sich mit Musterentstehung befassen, würden hier auf die Wiederholung verweisen.¹¹ Entsprechend kann die Antwort nur sein, dass es eben nichts anderes als die (wiederholte) Feststellung von Ähnlichkeit ist, die – kumulativ – zur Bildung von Mustern führt.



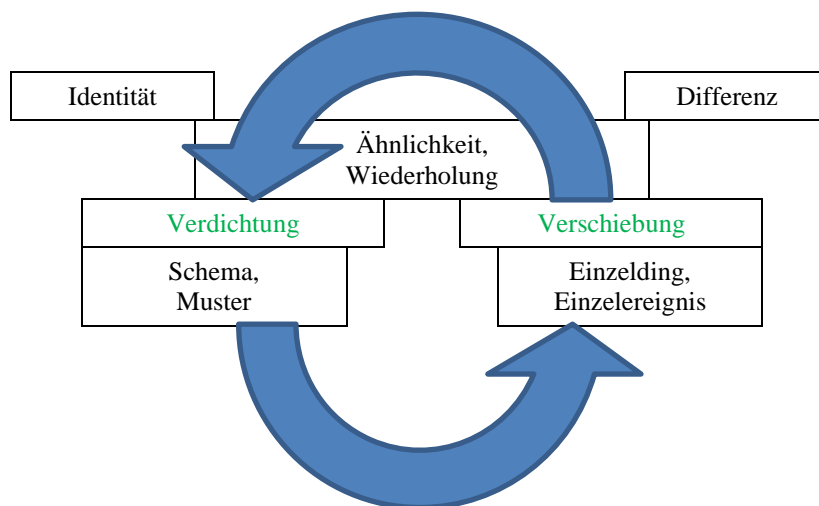
An anderer Stelle habe ich den Vorschlag gemacht, hierfür korrespondierend zum Begriff der Verschiebung den der Verdichtung ins Spiel zu bringen.¹² Wenn es die Wiederholung ist, die Schemata und Muster hervorbringt, so hat dies einen quantitativen Aspekt; denn sicher sind sehr viele Einzelereignisse nötig, damit dies geschehen kann. Der Begriff der Verdichtung hält dieses quantitative Verhältnis fest; Muster und Schemata sind das Produkt einer *Verdichtung*. Jede Feststellung von Ähnlichkeit stärkt das Schema und schreibt in das Schema zurück.



¹¹ Dies gilt sowohl für die Schematheorie als auch für die Kognitionstheorie, die Theorien zum Habitus, zum sozialen Gedächtnis, für Wahrnehmungstheorien wie die Gestalttheorie und schließlich auch für Theorien zur individuellen Sozialisation.

¹² Winkler, Hartmut: Docuverse. Zur Medientheorie der Computer. München: Boer 1997, S. 13-184; W., H.: Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, S. 110-130.

Und dies schließlich eröffnet die Möglichkeit, den gesamten Zusammenhang prozesshaft, als einen zeitlichen Vorgang, zu remodellieren. Und da es um Wiederholung geht, drängt sich die Vorstellung auf, dass es sich um einen *Zyklus* handelt:



Damit ist nicht nur das Schema abhängig von der Wiederholung (abhängig davon, was sich in den Einzeldingen und –Ereignissen ähnelt und wiederholt), sondern das Schema setzt sich auch der Verschiebung aus, die das Einzelereignis, insofern es immer auch different ist, bewirkt. Schemata sind in Maßen eben auch veränderbar und selbst Verschiebungen unterworfen. (In der Schematheorie wird dies Anpassung oder ‚Tuning‘ genannt¹³).

Was meine Skizze nur im Begriff der Verdichtung festhält, nicht aber wirklich zeigen kann, ist der Unterschied im Gewicht: die Tatsache, dass sich auf der Schemaseite so etwas wie Massenträgheit (und damit ein Widerstand gegen Anpassung) entwickelt.

7. Zweite Zwischenüberlegung: Sind die Schemata nicht immer schon da?

Und noch ein weiterer Einwand drängt sich an dieser Stelle auf: Denn was heißt es zu fragen, wie es zu der Herausbildung von Mustern überhaupt kommt? Gehört es nicht zum Begriff des Schemas, dass es vorgängig ist? *Sind die Schemata nicht immer schon etabliert?* Übernehmen wir nicht, wenn wir sprechen lernen, den Wortschatz und die Regeln der Sprache, die wir vorfinden? Und gilt das nicht letztlich für alle Schemata, Muster und Regeln? Werden wir nicht in stabil etablierte Verhaltenscodes hineinsozialisiert, die lange vor uns bestanden und unsere Lebenszeit mühelos überdauern?

All das ist richtig. Und dennoch wird man darauf beharren müssen, dass Muster und Schemata nicht vom Himmel fallen. So fest und vorgeprägt sie erscheinen, so klar ist eben auch, dass sie sich im Verlauf des historischen Prozesses herausgebildet haben. Und innerhalb des historischen Prozesses eben – durch Wiederholung.

Wenn die Schemata und Muster ‚fest‘ erscheinen, dann weil sie sich in einer großen Zahl von Wiederholungszyklen *verfestigt* haben. Besonders deutlich ist dies im Fall von Stereotypen; niemand will, dass Stereotypen entstehen, niemand hat sie erfunden, geplant oder bewusst in

¹³ Winkler: Schemabildung – eine Maschine zur Umarbeitung von Inhalt in Form. In: Conradi, Tobias; Ecker, Gisela; Eke, Norbert; Muhle, Florian (Hg.): Schemabildung und Praktiken. München: Fink 2012, S. 15-35, S. 22.

die Welt gebracht; erst in einer langen Kette von Western tritt die Tatsache hervor, dass es sich überhaupt um ein Genre und um ein Set von Stereotypen handelt.

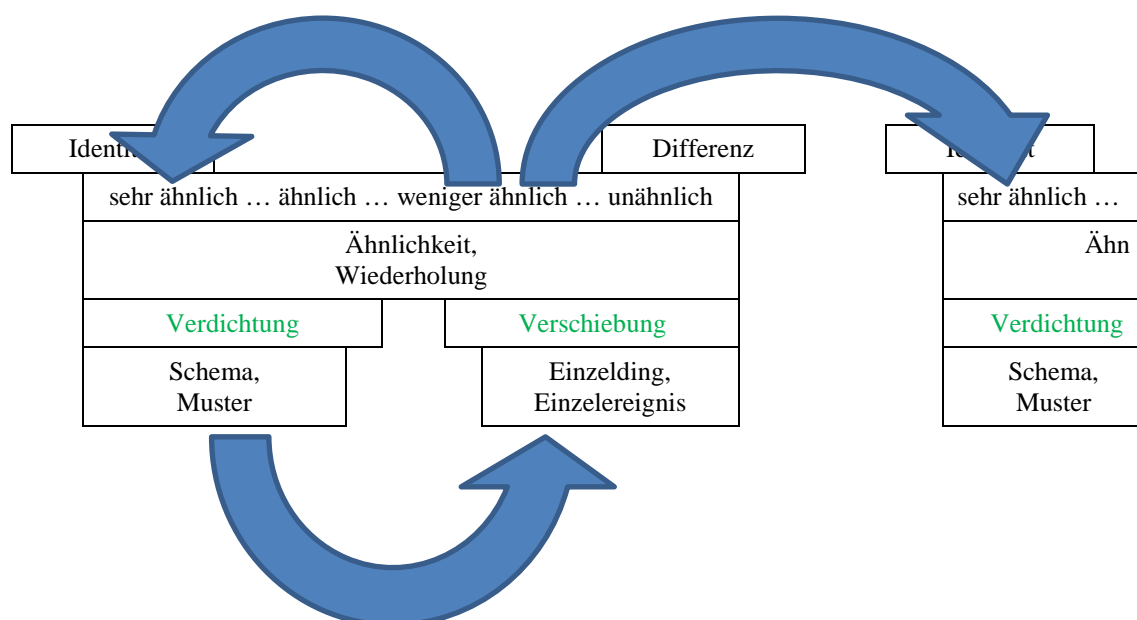
Zunächst also betrifft die Wiederholung die Produkte; also das, was in Texten, Bildern oder Filmen zu beobachten ist. Exakt dasselbe aber gilt auch für die Seite der Rezipienten: Rezipienten durchlaufen eine individuelle Mediensozialisation, und es braucht eine ganze Kette einzelner Medienerfahrungen, damit sie Genres oder Stereotypen als solche identifizieren können. Auf beiden Ebenen – Diskurs und Mediensozialisation – gehen Einzelereignisse in Wiederholung über, und Wiederholung schlägt in Strukturbildung um. Exakt dies wollen Metaphern wie ‚Verfestigung‘, ‚Verdichtung‘ oder ‚Verhärtung‘ zeigen.¹⁴

Es ist also beides richtig: Die Schemata sind sowohl vorgängig als auch das Resultat von Wiederholung. Als vorgängig erscheinen sie, wenn man nur ein einzelnes Ereignis, einen einzelnen Wiederholungszyklus betrachtet. Nimmt man dagegen die Kette der Wiederholungen insgesamt in den Blick, tritt hervor, dass die die Wiederholung selbst das Schemata hervorbringt.

8. Konkurrierende Muster, Bildung neuer Muster und Schemata

Kehren wir also auf den skizzierten Weg zurück und nehmen das Problem von Ähnlichkeit, Identität und Differenz wieder auf; denn ein Gedanke fehlt noch, der das Gesagte – in meinen Augen einigermaßen verblüffend – ergänzen und abrunden kann. Was nämlich geschieht, so wird man fragen müssen, wenn statt der Ähnlichkeit die Differenz (oder innerhalb der Ähnlichkeit nicht das Moment von Identität, sondern das der Differenz) überwiegt? Wenn das Einzelding/Einzelereignis *zwar* ähnlich ist, nicht aber ausreichend ähnlich, um sich dem fraglichen Schema zu fügen?

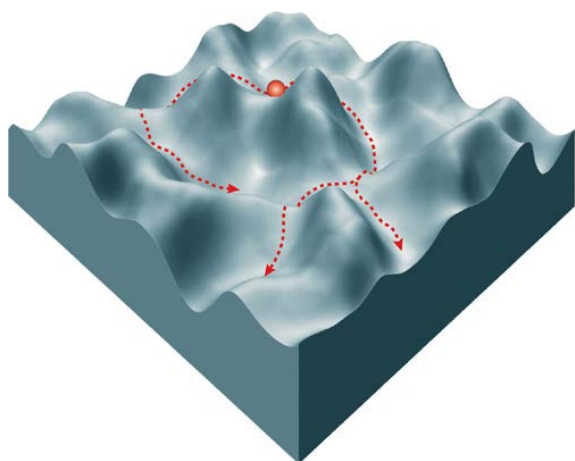
In diesem Fall, denke ich, kommt die Tatsache ins Spiel, dass es nicht nur ein Muster gibt, sondern dass jedes Muster mit einer großen Anzahl weiterer Muster konkurriert.



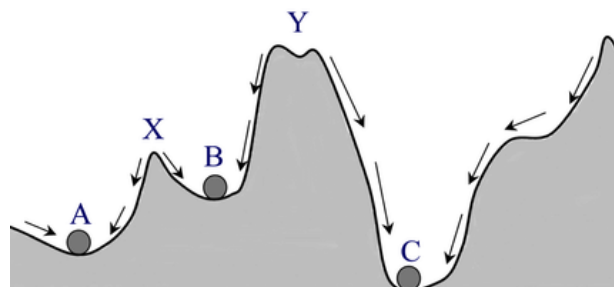
¹⁴ Die Vorstellung, dass fluide Praktiken in Strukturen umschlagen, hat es einigermaßen schwer, sich durchzusetzen; ein Grund hierfür könnte sein, dass man die unabsehbar große Fläche der Praktiken nicht überblicken, und den Umschlag, das Entstehen der Muster und Schemata selbst nicht beobachten kann.

Ähnlichkeit ist insofern eine Sortiermaschine, die nach dem Maß der Ähnlichkeit Entscheidungen trifft; reicht die Ähnlichkeit aus, geht das Einzelereignis via Verdichtung in das fragliche Schema ein; gibt es ein konkurrierendes Schema, dem das Einzelereignis ähnlicher ist, geht das Einzelereignis in den Zyklus des konkurrierenden Schemas über.

Man kann sich dies im Bild einer Hügellandschaft veranschaulichen, in der Kugeln laufen:



15



16

Hier sorgt die Schwerkraft dafür, dass sich die Kugeln quasi automatisch in den Tälern sammeln; (wobei die Kugeln für die Einzelfälle stehen, und die Täler für die Schemata, Muster oder Kategorien). Die Gipfel fungieren als Punkte der ‚Abstoßung‘ (hier wirken zentrifugale Kräfte), die Täler als Attraktoren (sie wirken zentripetal).

Die tückische Besonderheit im Fall der Schemata wäre, dass die Berge und Täler nicht vorgegeben sind, sondern sich – deshalb das Bild eines ‚Zyklus‘ – abhängig vom Lauf der Kugeln ebenfalls, wenn auch sehr langsam, verändern.

9. Folgerungen

All dies sind nicht mehr als Vorstellungen oder Modelle, und diese sind – das gebe ich gerne zu – selbst einigermaßen modellhaft/schematisch/abstrakt. Was also, wird man fragen müssen, ist der Ertrag?

Ich behaupte, dass die skizzierte Maschine von absolut grundsätzlicher Bedeutung für das Verständnis kultureller und semiotischer Prozesse ist.

Eines der entscheidenden Rätsel scheint mir zu sein, auf welche Weise sich Schemata, Muster, Begriffe oder Kategorien herausbilden – in Wechselbeziehung zu den konkreten Diskursen – Textuniversen, Bildwelten... –, die der hauptsächliche Gegenstand der Kulturwissenschaften sind. Die Diskurse selbst sind in radikaler Weise konkret; sie mögen unendlich komplex und verzweigt sein, was die Beobachtung notorisch erschwert, zumindest prinzipiell aber liegen sie – de Saussure sagt: in praesentia – offen zutage. Exakt dies gilt für die Schemata, Muster, Begriffe und Kategorien nicht.

¹⁵ Abbildung übernommen von der Webseite: https://www.researchgate.net/figure/Cellular-reprogramming-as-navigation-through-a-complex-attractor-landscapeIn-a-complex_fig1_26797458, 12. 2.19.

¹⁶ https://www.researchgate.net/figure/5-A-Heterogeneity-landscape-the-arrows-denote-the-directions-in-which-the-mixture_fig9_262876747, 12. 2. 19.

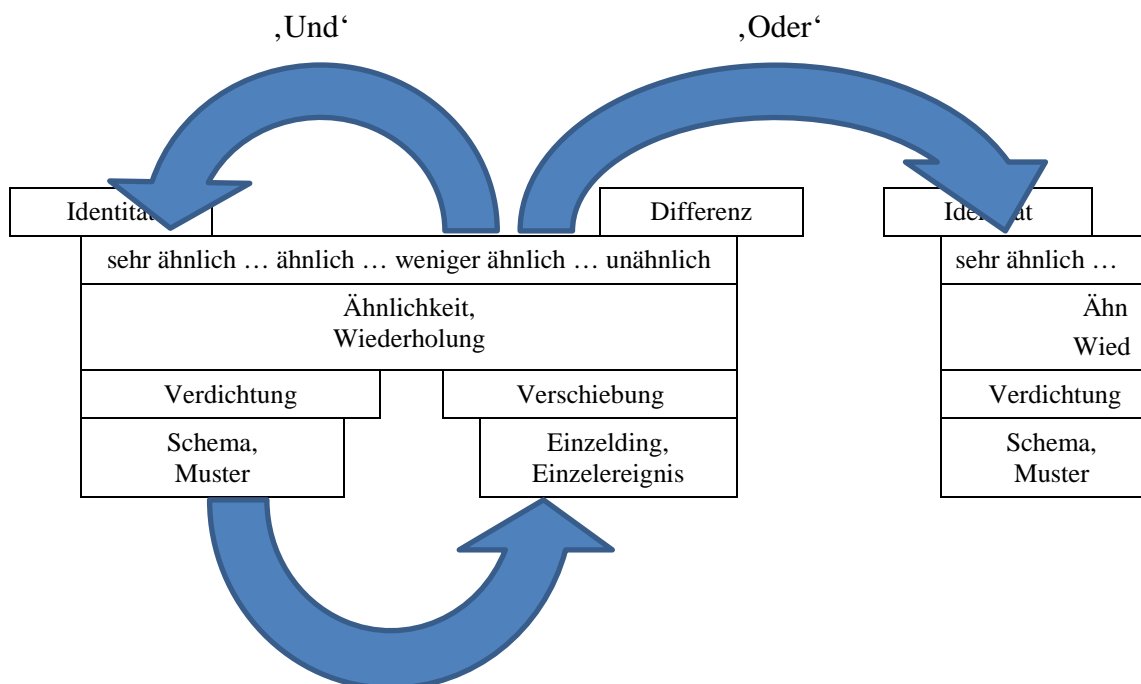
Ein Teil von ihnen, die Begriffe, sind als Worte auf der Oberfläche der Diskurse sichtbar. Schon wer nach deren ‚Bedeutung‘ fragt aber sieht sich auf so obskure Dinge wie die Kompetenz und die Gedächtnisleistung der Sprachbenutzer verwiesen. Noch prekärer ist die Lage im Fall von Bildschemata oder –stereotypen, die in den manifesten Bildern keinerlei materielle Entsprechung haben. Ob ein Bild ein bestimmtes Stereotyp erfüllt oder auch nur materiell enthält, muss insofern immer strittig bleiben.

Wie geht man mit einer solchen Lage um? Dass es Schemata und Muster gibt, würde niemand bestreiten. Und ebenso, dass die Muster (Schemata und Stereotypen, Regularitäten, Genre-gesetze...) große Macht haben, insofern sie die Diskurse unterhalb ihrer Oberflächen strukturieren. Wie aber – um die Frage noch einmal zu stellen – bilden sich Schemata und Regularitäten heraus?

Die Antwort liegt in der Ähnlichkeit und in der skizzierten Maschine. Am Pol der ‚Identität‘ wird akkumuliert; die zentripetale Kraft der Ähnlichkeit sorgt dafür, dass die Einzeldinge und Einzelereignisse sich aufschichten und verdichten. Der Preis, das war der Punkt bei Adorno, ist die Generalisierung. Mit jedem Durchlauf, mit jedem neuen Einzelereignis, jedem neuen Fall von Ähnlichkeit, jeder einzelnen Wiederholung, rückt das Schema von den Einzelereignissen weiter weg; es wird abstrakter. Und gleichzeitig gewinnt es an Eigenständigkeit und an Stabilität.

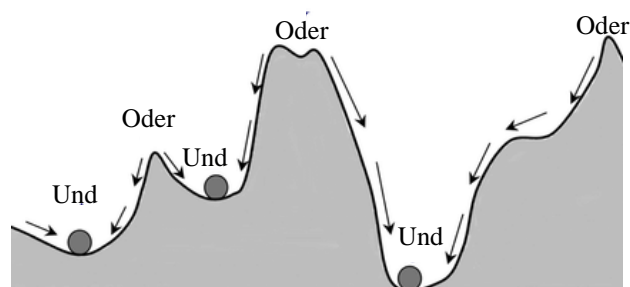
Und umgekehrt stellt jeder Einzelfall, insofern er eben auch different ist, das Schema in Frage und trägt es – tendenziell – ab. Dass es stabilisierte Schemata überhaupt gibt, dass sie gegen die nagende Entropie der Differenz sich behaupten können, zeigt, dass beide Seiten sich nicht einfach die Waage halten. Dies, denke ich, liegt daran, dass, wenn die Ähnlichkeit abnimmt, immer ein anderes Schema zur Verfügung steht, das ‚ähnlicher‘ ist. Der Sprung zu dieser Alternative entlastet das ursprüngliche Schema und vermindert die Kraft der Differenz, die es abtragen würde...

Deshalb habe ich das Ganze eine Sortiermaschine genannt. In einem letzten, etwas kühnen Schritt möchte ich den beiden Möglichkeiten deshalb das ‚Und‘ und das ‚Oder‘ zuordnen.¹⁷ Das ‚Und‘ auf der Seite der Kumulation, das ‚Oder‘ auf der Seite des Sprungs zur Alternative.

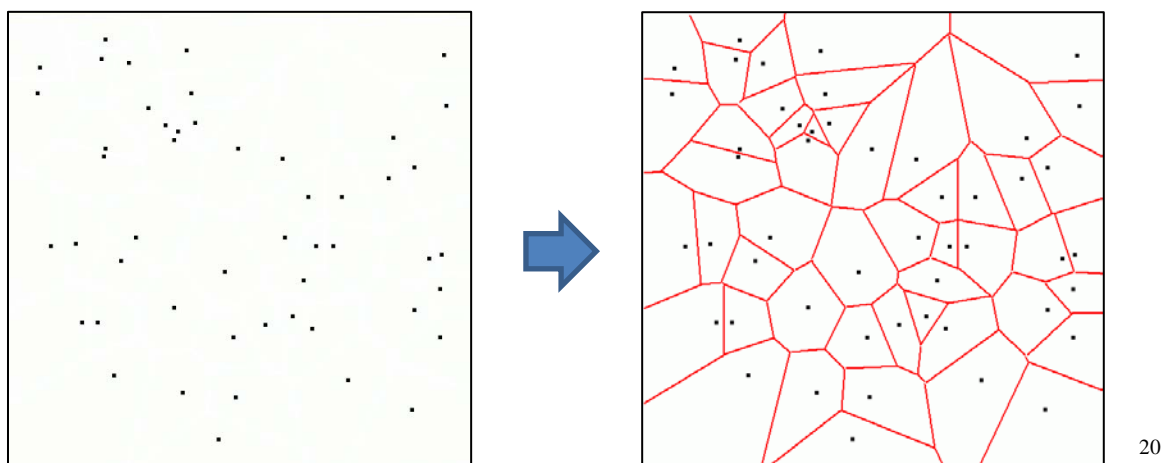


¹⁷ Ich meine hier zunächst das alltagsprachliche, nicht das logische Und und Oder.

Das ‚Oder‘ liefert die Distinktion, Grenzziehung oder Abstoßung, die, wie oben gesagt wurde, als zweite Kraft im Feld wirksam ist.



Bhatti/Kimmich verfolgen einen ähnlichen Gedanken, wenn sie auf die Prototypentheorie¹⁸ und auf die sogenannten Voronoi-Diagramme verweisen, einen Typus von Algorithmen, die zur Mustererkennung eingesetzt werden:¹⁹



20

Voronoi-Algorithmen gehen von einer gegebenen Menge von Punkten aus und berechnen, wie die Grenzen der Flächen aussehen, die sie umgeben.²¹

¹⁸ Bhatti, Anil; Kimmich, Dorothee: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma. Konstanz: Konstanz UP 2015, S. 11ff..

¹⁹ Ebd., S. 12.

²⁰ Den rechten Teil der Abbildung übernehme ich aus:

http://www.algorithmic-solutions.info/leda_guide/images/voronoi_diagram.gif, 15. 2. 19).

²¹ Dabei wird der Grenzverlauf so gewählt, dass jeder Punkt innerhalb einer Fläche näher zu seinem ‚Zentrum‘ liegt als zu jedem anderen Zentrum. Was sich ergibt, ist eine Art Kachelmuster, das man Voronoi-Tessellation nennt. (Vgl.: <https://de.wikipedia.org/wiki/Voronoi-Diagramm>).

Mein Einwand wäre, dass im Fall der Identitäts- und Schemabildung die Punkte/Zentren eben keineswegs vorgegeben sind. Aufgabe vielmehr wäre, den Vorgang so zu beschreiben, dass Zentren („und“) und Grenzen („oder“) gleichzeitig und in Wechselwirkung ihre Form gewinnen. Möglicherweise allerdings ist dies – anders als in der Beschreibung des Algorithmus – in bestimmten Varianten der Mustererkennung bereits so realisiert....

Zudem muss man wissen, dass es sich bei der grafischen Darstellung nur um eine Veranschaulichung handelt; der Algorithmus selbst ist nicht an die zwei Dimensionen der Fläche gebunden.

All dies deutet darauf hin, dass Distinktion, Grenzziehung und Abstoßung für die Konstitution der Schemata genauso wichtig sind wie die zentripetalen Kräfte des ‚Und‘, die für Akkumulation und Verdichtung sorgen. Offenbar müssen die Schemata *auseinanderrücken*, sich unterscheiden, damit in ihrem Inneren Verdichtung stattfinden kann. Offenbar also *bedingen Verdichtung und Distinktion einander*; sie sind als gleich stark / symmetrisch zu denken, in einem gemeinsamen Mechanismus systematisch miteinander verschränkt.

Und nun, ganz zum Schluss, wird ein Rückbezug auch auf den oben zuerst genannten Typus von Identität, die Identität als radikale Differenz, möglich. Identität als radikale Differenz greift aus der beschriebenen Wechselwirkung das Moment der Abstoßung heraus, um es verseitigt zu favorisieren. Möglich (und plausibel) ist dies, wie gesagt, wenn es sich um die Identität von Individuen handelt. Anders als im Fall von Kollektivprodukten (Mustern, Schemata, Konzepten oder Gruppenidentitäten) sind hier Differenz und Unterscheidung augenfällig dominant; und was ein Individuum begrenzt, scheint nicht im Prozess der Identitätsbildung sich herauszubilden, sondern – im Fall menschlicher Individuen – in der Geschlossenheit des Hautsacks immer schon gegeben. (Inwieweit das ‚Und‘ der Verdichtung auch im Fall von der individuellen Identitätsbildung eine Rolle spielt, wäre im Rückgriff z. B. auf Sozialisationstheorien zu erweisen).

Was sich in dem Ganzen abzeichnet also ist eine allgemeine Theorie der *Konventionalisierung*. Ich halte es für einigermaßen verblüffend, dass zwischen Identität und Differenz, Trennen und Verbinden, Und und Oder, Einzelding und Wiederholung tatsächlich so etwas wie ein dynamischer Zusammenhang gezeigt werden kann. Und für noch verblüffender halte ich, dass im Zentrum all dessen die *Ähnlichkeit* steht. Ausgerechnet jene ‚weiche‘ Kategorie, die die meisten Philosophen für nicht theoriefähig halten.